

btb

Buch

Sie war umschwärmter Mittelpunkt der Schwabinger Bohème, berühmt für ihren unbändigen Freiheitsdrang und ihr freizügiges Liebesleben: Franziska zu Reventlow (1871–1918), die »wilde Gräfin«, wie Zeitgenossen sie nannten. Sie entstammte einem alten Adelsgeschlecht, brach jedoch früh mit dem für sie unerträglichen Elternhaus.

1895 kam sie zum Studium der Malerei nach München und schloss sich der Schwabinger Künstlerszene an, zu der auch der Dichter Rainer Maria Rilke zählte. Wilde Jahre begannen – mit ausgelassenen Festen, durchzechten Nächten und immer neuen Affären. Ihren Sohn Rolf, der 1897 geboren wurde, zog sie allein auf – den Namen seines Vaters gab sie nie preis. Doch die euphorischen Momente ihres freien Lebens wurden immer wieder überschattet von finanziellen Sorgen, vom ständigen Ringen um künstlerische Anerkennung, von den Belastungen als allein erziehende Mutter und einer erblich bedingten Krankheit. Im Herbst 1909 verließ Franziska zu Reventlow München und zog nach Ascona, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens mit Schreiben verbrachte und im Alter von 47 Jahren starb.

»Die kleinste Fessel drückt mich unerträglich« ist die erste Romanbiographie über Franziska zu Reventlow. Das faszinierende und feinfühliges Porträt einer Frau, die zum Leitbild weiblicher Unabhängigkeit geworden ist.

Autorin

Franziska Sperr studierte Politikwissenschaften und Philosophie, arbeitet heute als freie Autorin, Journalistin und Übersetzerin. Sie lebt am Starnberger See.

Franziska Sperr

Die kleinste
Fessel drückt mich
unerträglich

Das Leben der
Franziska zu Reventlow

btb

Von der Autorin durchgesehene und überarbeitete Fassung.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2003
Copyright © 1995, 2003 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: SV Bilderdienst
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-73152-6
www.btb-verlag.de

»Von dieser außerordentlichen Frau, dem innerlich freiesten und natürlichsten Menschen, dem ich begegnet bin, gleichmäßig ausgezeichnet von höchstem weiblichem Charme, gepflegtester geistiger Kultur, kritischer Klugheit, anmutigstem Humor und vollkommenster Vorurteilslosigkeit, wird in anderen Zusammenhängen mehr zu sagen sein.«

ERICH MÜHSAM

1. KAPITEL

Sie muss sich am Treppengeländer festhalten. Unter ihren Schritten geben die Stufen nach, sie bleibt stehen, hält das Telegramm fest in der Hand. Immer wieder liest sie den knappen Text. »Papa liegt im Sterben. Catty.« Mit tauben Fingern bindet sie den Gürtel ihres Morgenmantels und merkt erst jetzt, dass sie barfuß ist. Sie geht zurück in ihr Zimmer, zurück ins warme Bett. Ihre Augen suchen den Riss an der Wand, bleiben daran hängen. Ihr Kopf ist leer, nur ein greller, spitzer Schmerz, der sich von der rechten Schläfe zur linken bohrt. Keine Tränen, kein Lamento. Eine tiefe, kalte Traurigkeit.

Seit dem letzten großen Zerwürfnis, seit dem endgültigen Bruch, hatte sie durch ihre Geschwister nur noch vereinzelt etwas über die Eltern erfahren. Ein Gebot steinernen Schweigens war von allen eingehalten worden. Selbst ihr jüngerer Bruder Catty, der ihr noch immer nah war, hatte schließlich begreifen müssen, dass sie sich unwiderruflich losgesagt hatte, dass sie mit ihren Eltern, ihrem Zuhause, ihrer Herkunft nichts mehr zu tun haben wollte. Wie viel Kraft hatte sie das gekostet, dieser Kampf all die Jahre! Und wie froh war sie, dass sie stark und hart geblieben war.

Aber jetzt kommt die traurige Nachricht als ein dumpfer Schlag. Und das Schlimme daran ist, dass sie kein Recht mehr hat zur Trauer. Ein Kind, das sich, kaum volljährig, von seinen Eltern in Zwist und Zorn für immer und in alle Ewigkeit trennt, sich von Stand und Familie lossagt, hat auch das Recht auf Trauer verspielt, wenn der Vater im Sterben liegt.

Am frühen Nachmittag saß Franziska zu Reventlow im Zug nach Lübeck. Ihr dumpfer Kopf konnte nichts anderes denken, als dass sie ihn ein letztes Mal lebend sehen, noch einige veröhnliche Worte mit ihm sprechen wollte. Obwohl sie fror, hatte sie die Jacke ausgezogen und an den Haken gehängt. Stolz, fast trotzig trug sie ihr altes schwarzes Kleid, das an den Ellenbogen dünngewetzt, an der Schulter verschlissen war. Schon ahnte sie, wie Mama ihr mit frostiger Miene die schwarze Stola reichen würde, um den schändlichen Aufzug zu bedecken.

Das Abteil war leer, sie war allein. Sie starrte zum Fenster hinaus, sah aber nicht die lieblichen sommerlichen Wiesen, die freundliche Schafherde, das junge Roggenfeld im sanften Wind. Was sie sah, war dunkel und bedrohlich, baute sich als düsterer, grauer Koloss vor ihr auf: das elterliche Schloss in Husum. Mit seinen ausladenden Seitenflügeln und dem viereckigen, gedrungenen Turm, von dessen Plattform aus man bei klarer Sicht weit über das Heide-land bis hin zum Meer sehen konnte, stand es als Furcht einflößendes Ungetüm zwischen den hohen Ulmen.

Der Steintisch unten im Garten. Im Sommer war dort die Kommandozentrale der Mutter, von hier aus dirigierte sie den großen Gutshaushalt. Täglich besprach sie mit Agnes, was zu tun sei, welches der sechs Kinder welche Aufgaben zu übernehmen habe, was den Dienstboten anzuweisen sei. Agnes war Franziskas einzige Schwester und die Älteste in der Geschwisterreihe, außerdem Mutters rechte Hand und ihre engste Vertraute. So lange hatte sie die Schwester nicht mehr gesehen, und dennoch war ihr deren ruhiges, freundliches Wesen selten so vertraut wie jetzt. Arme Agnes, dachte Franziska, und staunte, wie viel Verständnis sie plötzlich für die Schwester hatte, wie groß das Mitleid war, das sie empfand. Nie hatte Agnes gewagt, sich gegen etwas aufzulehnen, ihr eigenes Leben zu leben. Womöglich war ihr nicht einmal der Gedanke dazu gekommen. Agnes hatte klaglos die Rolle angenommen, die Mutter für sie vorgesehen hatte.

Franziska erinnerte sich an Augenblicke, in denen die Wogen

in ihr gar so fürchterlich tobten und sie alles um sich herum, und zuallererst sich selbst, in Frage stellte. In solchen Momenten beneidete sie die Schwester um deren festen Platz im Leben und die klaren, erreichbaren, wenn auch in ihren Augen läppi-schen Ziele. Agnes beriet mit der Mutter den Speiseplan für die nächsten Tage, schälte Obst zum Einkochen, besserte Wäsche aus, rieb mit weichen Lappen das silberne Teeservice blank, bevor Gäste kamen. Franziska konnte nicht begreifen, dass die Schwester vom Leben nicht mehr erwartete, als Mutters Erster Offizier zu sein, in der Vorratskammer zu wirtschaften und die Dienstboten mit kleinen Aufgaben zu betrauen. War im Haushalt alles getan, durfte Agnes für Vater Schreibarbeiten erledigen oder ihn bei seinen Rundgängen auf dem Gut begleiten, um gemeinsam mit ihm zu hoffen und zu bangen, dass das Heu von den Strandwiesen vor dem nächsten Regen eingefahren wurde, oder mit ihm über den Gärtner schimpfen, der die Hecken nicht akkurat beschnitten hatte. Wie verzweifelt musste Agnes jetzt sein, wenn sie an Papas Bett saß, ihm die Hand streichelte, liebevoll und ruhig auf ihn einredete und auf seinen Tod wartete.

Franziskas Gedanken verweilten in Husum, im elterlichen Schloss, in dem stillen, weiten Park, an den Plätzen ihrer Kindheit. Sie hatte Mühe, sich die Familie in Lübeck vorzustellen, denn das Schloss war längst verkauft, man hatte eine Wohnung in der Stadt bezogen. Wie von einem Magneten wurden ihre Erinnerungen immer wieder zurück nach Husum gezogen, zu den Mühlen, den Marschen, der weiten Landschaft, dem Wind und dem Meer. Sie musste an die einsame Graskoppel hinter dem Garten denken und an den Nachmittag, als das Dienstmädchen mit dem Knecht in der Wiese lag und sie das erste Mal spürte, wie es sich anfühlen musste, frei und glücklich zu sein. Etwa fünf Jahre alt war sie da gewesen. Endlich konnten sie und Cathy einmal genau das tun, wozu sie Lust hatten, ohne ermahnt oder verhöhnt zu werden. Mit dem Bruder um die Wette rennen, auf Bäume klettern, mit Stöcken gegen die Stämme schlagen, sich im Unterholz auf die weichen Moosteppe knien. Niemand weit und breit, der sie bremste, zügelte, mit schmalen

Lippen aufforderte, sich doch wie ein Mädchen zu benehmen und das weiße Kleid mit der albernen roten Seidenschärpe zu schonen. Das Dienstmädchen und der Knecht waren beschäftigt und kugelten glücklich im Gras. Oft dachte Franziska an diesen Nachmittag zurück, an dem sie sich zum ersten Mal bewusst war, wie wunderbar ein Leben frei von allen Fesseln sein konnte. Später gingen sie, alle vier, zurück zum Schloss, in stiller Übereinkunft, dass keiner den anderen verriet.

Franziska hatte sich immer sehnlich gewünscht, ein Junge zu sein. Genau wie ihre Brüder wollte sie von der Mutter verwöhnt und mit Achtung behandelt werden, Hosen tragen und herumtoben dürfen. Schon sehr früh litt sie darunter, dass das mütterliche Lob stets an die Brüder gerichtet war. Bereits im Alter von sechs fühlte sie sich oft, als sei sie mit dem linken, jedenfalls mit dem verkehrten Bein zuerst auf die Welt gekommen. Ständig machte ihr die Mutter Vorhaltungen, jammerte und klagte: Es ist doch ein Kreuz mit dem Kind! Aber je mehr Franziska der häuslichen Disziplin unterworfen war, desto lodernder brannte ihre Sehnsucht nach Freiheit. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche wurden die Zügel, in die sie eingespannt war, kürzer, die vielen Verbote und Maßregelungen erschienen ihr bald unerträglich. Wie sehr litt sie unter den Zwängen ihrer Erziehung, wenn sie sich mit den Schreib- und Leseheften abplagte, während die Mutter ihr mit eiserner Miene und vorwurfsvoller Ungeduld über die Schulter blickte, ihr beim Stricken des Strumpfes, der nie ein Ende nehmen wollte, mit dem abgeknickten Zeigefinger in den Rücken stieß, damit sie gerade saß! Solche Qualen mussten die Brüder nie erleiden. Der drei Jahre jüngere Karl, in der Familie Catty genannt, wurde von allen vergöttert und immer liebevoll behandelt. Mit dem zwei Jahre älteren Bruder Ernst haderte Franziska, weil er sich ständig als Erzieher aufspielte und sie schalt, wenn sie ihren eigenen Kopf durchzusetzen versuchte. Willenloses Werkzeug sollte sie ihm sein, stets zu seinen Diensten. Und dann hatte er ganz plötzlich genug von ihr, ertrug ihre Anwesenheit nicht mehr, wies ihr arrogant die Tür. Das waren Momente, in denen sie das Gefühl hatte, nichts

wert zu sein. Es ärgerte sie, dass Ernst so tat, als stünde er mit Ludwig auf einer Altersstufe. Ludwig war der Größte, gute sieben Jahre älter als Franziska, freundlich und hilfsbereit, mit seinen kleineren Geschwistern gab er sich jedoch kaum ab.

Und dann Theodor. Mit zärtlichen Gedanken dachte Franziska an ihren Bruder Theodor, der mit fünfzehn Jahren an einer unheilbaren Krankheit starb. Lange hatte er gekämpft, lag krank, schwach und durchsichtig in seinem Bett, bei offenem Fenster, damit er die Vogelarten an ihrem Gesang erkannte. Naturforscher hatte er werden wollen. Dass er nie wieder gesund werden würde, war ihm bewusst, er hatte sich schon als Kind aufs Sterben vorbereitet, weise und geduldig wie ein krankes Tier. Als Franziska jetzt in ihrem Abteil an ihn dachte und den Vögeln am hohen Sommerhimmel hinterher blickte, war sie ganz plötzlich wieder da, die triste Stimmung, das Entsetzen über die Ausweglosigkeit, die Verzweiflung der Familie, die auf dem ganzen Haus lastete. Die Erwachsenen wussten, dass Theodor sterben würde. Die Mutter hatte dunkle Ringe unter den Augen, war bleich und unansprechbar. Das einzig Gute daran war: Niemand kümmerte sich in dieser Zeit um Franziskas Unterricht, ihre Erziehung zur höheren Tochter. Aber freuen konnte sie sich über dieses Stückchen Freiheit nicht, denn die Atmosphäre im Haus war vom nahen Tod des Bruders durchdrungen. Sie erinnerte sich noch genau, wie sie Ludwig auf der obersten Stufe des Treppenhauses sitzend fand, zusammengeskauert und von heftigem Schluchzen geschüttelt. Es ging ihr nah, dass der ruhige, stets beherrschte Ludwig so schrecklich schluchzen musste. »Was ist los?«, hatte sie damals gefragt, obgleich sie die Antwort gar nicht abzuwarten brauchte. »Theodor ist tot!«, brach es aus Ludwig heraus, und sie hielten einander in den Armen und weinten. Später gingen sie mit Agnes hinauf in Theodors Zimmer. Er lag auf seinem Bett mit gefalteten Händen. Es war ganz still um ihn, und sein Gesicht war blass und glatt. Zum ersten Mal sahen die Geschwister die Erwachsenen hemmungslos weinen und für einen Moment die Contenance verlieren. Lange wagte es keiner im Schloss, Theo-

dors Namen auszusprechen. Die Eltern kamen nie über den Tod des Sohnes hinweg. Nachdem die Tränen der ersten tobenden Verzweiflung getrocknet waren, blieb die Mutter bitter und unnahbar, der Vater stand oft lange am Fenster. Abends saßen sie stumm am Kamin und sahen in die Flammen.

Franziska lehnte sich aus dem Fenster ihres Abteils. Der Zug fuhr jetzt sehr langsam eine lange Steigung hinauf. Sie schloss die Augen und atmete gegen den Fahrtwind. Nein, Papa durfte noch nicht sterben! Sie wollte ihm unbedingt noch etwas sagen. Sie mussten noch über so vieles reden, was bisher nicht besprochen werden konnte. Nein, Papa, lieber, großer, strenger Papa, warte auf mich! Ganz fest nahm sie sich vor, ihren Stolz, ihre Widerborstigkeit zu überwinden, wenn sie ihn nur noch einmal sprechen konnte. Schneller, Zug, fahr schneller, fahr schnell weiter, sagte sie vor sich hin. Ich muss mich beeilen, muss sofort nach Hause.

Nach Hause? Zwei Jahre war sie nicht mehr bei den Eltern gewesen, jetzt sprach sie es leise immer wieder vor sich hin: Nach Hause. Kaum bewegte sie dabei die Lippen. Es klang fremd, obwohl sie sich Mühe gab, das Wort warm klingen zu lassen, mit Leben zu erfüllen. Nein, Wärme und Lebhaftigkeit waren nicht das, was sie mit ihrem Zuhause verband. Sie sah ihre Mutter vor sich, die große, stattliche Frau mit der Rute in der Hand, deren Augen so eiskalt, so erbarmungslos blicken konnten. Wenn sie bestraft wurde, musste Franziska die Rute selbst herbeiholen. Und bestraft wurde sie oft, ihre Vergehen waren zahlreich. Zum Beispiel, als sie mit Catty fortgelaufen war, immer der Musik nach, die von der großen Wiese herüberklang. Auf der »Freiheit« – der Name der Festwiese klang ihr schon damals wie ein Versprechen – war Schützenfest, und der Geruch von Gebratenem, die Musik, das Gelächter, die bunten Leinwandzelte ließen sie alle elterlichen Verbote vergessen. Obwohl es ihr streng untersagt war, sich jenseits des Walls, der das Schloss umgab, aufzuhalten, hatte sie ihren kleineren Bruder an die Hand genommen und war zur Festwiese hinüberge-

laufen. Dort, mitten im wilden Treiben, musste sie sein, die Freiheit, endlich würde sie einen Zipfel davon erwischen! In dem Moment zählte nur dieses eine Gefühl für sie. Und dann trafen sie jemanden, einen Freund der Familie, der kaufte ihnen Lebkuchen und Zuckerstangen, ließ sie Karussell fahren und zeigte ihnen die Seiltänzer, die in der Luft ihre Saltos machten, und die langbeinigen Riesen, die auf Stelzen herumstolzierten. Schon damals hatte Franziska die Gabe, in Momenten des Glücks alles zu vergessen, sich dem Glück ohne Rücksicht auf ein Vorher oder Nachher hinzugeben. Als sie dann abends zur Strafe die Rute zu spüren bekam, biss sie sich auf die Unterlippe, bis das Blut kam, nur um nicht zu schreien. Alles hätte sie stumm ertragen, nur um der Mutter den Triumph nicht zu gönnen. Rache – das kam ihr jetzt wieder ganz deutlich in den Sinn – war damals ihr einziger Gedanke gewesen, Reue empfand sie nicht.

In kindlichen Phantasien hatte sie Fluchtpläne geschmiedet, in denen sie sich mit den Mächten der Hölle verband. Jetzt, da sie darüber nachsann, kam ihr der Verdacht, dass Papa damals von ihrem großen Geheimnis gewusst haben musste. War er es gewesen, der den Briefumschlag vom Kaminsims genommen hatte? Eines der Dienstmädchen hatte ihr vom Teufel erzählt, dass, wenn man sich ihm mit Haut und Haar verschrieb, man alles von ihm haben könne. Der Teufel erschien Franziska gerade recht, um sie aus der Enge, den Reglementierungen ihres Kinderlebens zu befreien. Eines Nachts, als alle schliefen, schlich sie in Vaters Büro, holte sich einen Bogen seines feinen, weißen Briefpapiers und schrieb in ihrer schönsten Schrift einen Vertrag nieder. Sie wollte sich dem Teufel verschreiben, wenn er ihr helfen würde, dem Gefängnis ihres Elternhauses zu entfliehen und zu den Zigeunern oder fahrenden Zirkusleuten zu kommen. Sie steckte den Vertrag in ein Kuvert und legte es auf das Kaminsims. Als sie am nächsten Abend nachsah, war der Brief verschwunden. Unheimlich war ihr zu Mute, und auch wohligh. Sie war in der Hand des Teufels, mit ihm stand sie ab

jetzt in engem Kontakt, schloss fast täglich kleine Abkommen und versicherte sich seines Beistands. Abends im Bett sah sie ihn neben sich sitzen, und dann unterhielt sie sich mit ihm. Und weil der Teufel auf ihrer Seite stand, wurde sie noch aufmüpfiger und bockiger als bisher, leistete sich immer dreistere Frechheiten. Die Strafen wurden dementsprechend härter. Die Gouvernante, die mit ihr nachmittags arbeitete, sie die französische Sprache lehren und mit ihr mathematische Aufgaben lösen sollte, war am Ende ihrer erzieherischen Weisheit und beklagte sich bei der Mutter. Und die griff zur Rute. Der Teufel aber gab sich nicht zu erkennen, kam nicht des Nachts mit wehendem Umhang und Feuerschweif, um sie zu holen, sie an die Hand zu nehmen und in die Freiheit zu führen. Stattdessen wurde ihre Situation eher noch auswegloser: Sie lernte miserabel, war fahrig und unkonzentriert und zu alledem noch respektlos und rebellisch. Also wurde sie bestraft. Nicht nur mit Hausarrest, Strafaufgaben, Rutenhieben, sondern – und das war am schlimmsten – mit Mamas Verachtung und Kälte. Catty hingegen lernte gut, war sonnig, freundlich und offen und wurde mit Wohlwollen und Zärtlichkeit überschüttet. Franziska sehnte sich danach, vom Teufel in die Freiheit geführt zu werden, aber noch mehr sehnte sie sich nach Mamas Zuneigung.

Franziska öffnete ihre Reisetasche, holte das kleine chinesische Handspiegelchen hervor und ordnete die vom Fahrtwind zerzausten Haare. Irgendwann hatte sie sich vom Teufel abgewandt und ihm, enttäuscht von seiner Tatenlosigkeit, den Rücken gekehrt und sich sodann mit derselben Inbrunst vorgenommen, nun Gott zu huldigen. Sie wollte jetzt tugendhaft und christlich leben und ihren Eltern und Lehrern eine Freude sein, aber auch damit hatte sie keine spürbaren Erfolge beim Buhlen um die Gunst der Mutter. Allen guten Vorsätzen kam immer wieder ihre fatale Lust an kleinen und größeren Streichen und Boshaftigkeiten in die Quere. Es faszinierte sie, Verbote zu missachten, sich dem Willen der Mutter zu widersetzen, den kleineren Bruder zu gemeinsamen Missetaten anzu-

stiften. Mama blieb bei alledem abweisend, verschlossen, steinern. Sie wirkte unerreichbar, weder Franziskas schüchterne Annäherungsversuche noch ihre ständigen Provokationen schienen sie wirklich zu berühren. Und wenn Franziska dann im Wohnzimmer über ihrer Flickwäsche sitzen musste, die Mutter ihr gegenüber in dem dunkelgrünen englischen Ledersessel, dann war ihr, als ob sie sich in einem Glaskasten befände, und die Mutter sie von außen mit kühlem, zoologischem Interesse beobachtete. Mamas ruhelose, steingraue Augen bohrten sich in alles hinein, verfolgten jede ihrer Bewegungen, ließen keine Gnade walten.

Ob nicht auch die Mutter unter diesem Verhältnis gelitten hatte? Franziska sah das Gesicht ihrer Mutter vor sich: die Falten tief eingegraben, der Mund ein Strich, die erschöpften Augen. Ganz nah hielt sie den Handspiegel vors Gesicht, suchte nach Spuren, verräterischen Ähnlichkeiten, Anzeichen für eine beginnende Verhärtung ihrer Züge, untersuchte Lippen- und Kinnpartie, testete ihr schönstes Lächeln. Dann, abrupt, steckte sie den Spiegel zurück ins Etui.

Als Franziska zehn Jahre alt war, wurde eine neue Gouvernante eingestellt. Deren feuchtkalter Händedruck stieß die Kinder vom ersten Tag an ab. Es war klar, dass diese Frau ihre Aufgabe ernst nehmen würde, dass sie die Eltern nicht enttäuschen wollte. Sie hatte einen braunen Vorderzahn, der im ansonsten blässlichen Gesicht gut zur Geltung kam. Das schwarze, glatte Haar trug sie straff zum Knoten frisiert. Ihren aufdringlichen, besitzergreifenden Blick hatte Franziska nie vergessen können. »Sie will uns an die Seele«, sagte sie zu Catty und beschloss, ihre Seele gut zu verschanzen und alles dafür zu tun, der Dame das Leben im Schloss zur Hölle zu machen. »Woher hat das Kind nur diese unzählbare Wildheit?«, beklagte sich das Fräulein einmal bei der alten Köchin, als Franziska mit blutigen Knien, einer Wunde am Kopf und zerrissener Bluse nach Hause kam. »Ihre Zerstörungswut kennt keine Grenzen. Hoffentlich kommt sie irgendwann einmal zur Besinnung!« Vier Jahre

lang dauerte der Kampf der Kinder gegen die Gouvernante. Dann wurde sie krank und musste kündigen. Die Kinder fühlten sich, als hätten sie einen Sieg errungen, Franziska triumpierte. An der Atmosphäre im Haus änderte sich jedoch nichts.

Nicht der Teufel hatte geholfen, sondern Gott! Davon war Franziska damals überzeugt. Sie fühlte sich frei und leicht. In ihrem Zimmer baute sie einen kleinen Altar auf und kniete nachts, wenn alle schliefen, nieder, dankte ihrem gütigen Gott voller Inbrunst. Dabei öffnete sie das Fenster und ließ sich vom kühlen Atem des Mondes die nackten Arme streicheln. Sie liebte diese einsamen nächtlichen Gottesdienste. Sie flüsterte alle Gebete, die sie gelernt hatte, und blickte hinauf zu den Sternen in der Hoffnung, dass Er sich vielleicht doch einmal zu erkennen gäbe, denn jetzt war sie Gott ganz nah, das fühlte sie. Er musste ihr Flehen erhört haben, denn die Gouvernante war vertrieben, Franziska war erlöst! Die Freude dauerte allerdings nur kurze Zeit. Die Mutter kümmerte sich nun selbst intensiver um Franziskas Erziehung zur höheren Tochter. Stundenlang musste sie im Wohnzimmer über ihrem Nähzeug sitzen, Mama im englischen Sessel gegenüber, frostig schweigend.

Dann aber die Tanzstunde. Alle Mädchen, die aus gutem Hause kamen und vierzehn Jahre alt waren, gingen, unter Aufsicht ihrer Mütter, zur Tanzstunde. So wurde das in den gewissen Kreisen gehandhabt, auch in Husum. Für Franziska war diese Etappe des Erziehungsprogramms ein Hoffnungsschimmer. Wie sie der ersten Stunde entgegenfieberte, als sie das bordeauxrote Tanzkleid anprobierte! Es war Jahre zuvor für Agnes angefertigt worden, nun sollte es Franziska tragen. Es hatte Druckknöpfe an den Unterarmen und einen schwingenden Rock. An einigen Stellen war es schon geflickt, der Saum ein wenig zu lang, an Taille und Dekolleté warf es Falten, denn Agnes kam nach der Mutter und hatte bereits mit vierzehn eine stattliche Figur. Trotzdem, ein Geschenk des Himmels! Wie wunderbar knisterte der Seidenstoff, als sie das Kleid über den Kopf zog! Die Mutter ermahnte sie, immer darauf zu achten, dass Hände

und Fingernägel sauber und gepflegt waren und sie stets ein reines weißes Taschentuch bei sich trug. Franziska wurde angehalten, nicht ungebührlich laut zu sprechen und keinesfalls mit weit offenem Mund und undamenhaft berstend zu lachen. Sie lernte, wie man einen Knicks andeutete und älteren Damen die Hand küsste, und sie lernte, dass es sich geziemte, zart zu erröten und die Augen niederzuschlagen, und nicht kess und offenerzig zu antworten, wenn ein junger Herr das Wort an sie richtete. Die anfängliche Beklemmung beim Betreten des Tanzsaales verschwand schnell, wenn der Tanzmeister, der leicht schwankte und nach Cognac roch, mit seiner Geige in der Mitte des Parketts stand und alle um ihn herumwirbelten. Das waren Glücksmomente, in denen Franziska vergessen konnte, wie schwer ihr das Leben zu Hause gemacht wurde. Außer Tanzen lernte sie hier noch etwas, nämlich dass es außerhalb der Mauern des Familienschlosses noch ein anderes Leben gab, ein Leben, das geheimnisvoll, aufregend und viel versprechend war.

Und dann kamen diese wunderschönen Wochen. Die Eltern mussten für einige Zeit verreisen und betrauten die tüchtige Agnes mit der Oberaufsicht über Personal und Kinder. Liebe, liebe Agnes! Sie war so sanft und gutmütig, unendlich ruhig und duldsam! Und Franziska nutzte jede Gelegenheit, in die Stadt zu gehen, sich herumzutreiben, nachmittags, manchmal bis es dunkel wurde, mit den Älteren aus dem Gymnasium in der Konditorei zu sitzen. Catty nahm sie auf ihren Touren immer mit. Sie wollte die ersten Gehversuche in der Freiheit, die Sehnsucht nach diesem wonnigen Ausgelassensein mit ihm teilen. Hand in Hand liefen sie durch die Straßen von Husum, dachten sich allerlei Unfug aus, störten Ruhe und Ordnung der braven Kleinstadtbürger. Franziska zog die ängstliche Bewunderung der anderen Mädchen ihres Alters auf sich, was sie nur noch mehr dazu anstachelte, sich als *enfant terrible* hervorzutun. Bald war sie wegen ihrer Wildheit und ihrer frechen und ungestümen Auftritte in der kleinen Stadt allseits bekannt. Was ihrem Ruf am meisten schadete, war, dass sie sich nicht nur mit ihrem Bruder, sondern auch mit anderen Jungen herumtrieb.

Ein rothaariger Primaner hatte es ihr angetan, und sie tat alles, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Ihm wollte sie ganz besonders imponieren, selbst dann, wenn er weit und breit nicht zu sehen war. Traf sie ihn jedoch zufällig einmal auf der Straße, so war sie wie vom Schläge gerührt. Das Blut schoss ihr in den Kopf, die Beine zitterten, und sie wagte nicht, ihn anzusehen. Er kannte sie vom Sehen, denn er ging auf dasselbe Gymnasium wie Catty. Grüßte er sie höflich, dann schnürte sich ihr die Kehle zu, der Kopf wurde taub, und sie konnte den Gruß nicht erwidern. Nachts lag sie lange wach und malte sich aus, wie er sie aus dem Schloss entführte. Auf einem silbernen Pferd springt er über die hohe Mauer, fliegt an ihrem offenen Fenster vorbei und ruft ihr zu: »Komm, wir haben keine Zeit zu verlieren!« Ohne zu zögern springt sie zu ihm auf den ungesattelten Pferderücken, umfasst ihn von hinten, und sie reiten davon.

Einige Wochen später kehrten die Eltern von ihrer Reise zurück. Mama hatte inzwischen erfahren, was in der kleinen Stadt keinem verborgen geblieben war: Die beiden Jüngsten aus dem gräflichen Schloss waren während der Abwesenheit der Eltern aus dem Ruder gelaufen und drohten sittlich zu verwaorlosen. Alle möglichen Strafmaßnahmen wurden ergriffen, Franziska wurde ständig überwacht, oftmals sperrte man sie stundenlang in ihr Zimmer ein. Aber sie rebellierte, hatte beschlossen, sich von nun an nichts mehr gefallen zu lassen. Sie widersprach, brüllte die Eltern an, spuckte sogar einmal der Mutter ins Gesicht. Das idyllische Familienleben der Reventlows gab es nicht einmal mehr zum Schein: Es herrschte Krieg – jedenfalls zwischen Franziska und ihren Eltern. Ganz besonders Mutter und Tochter begegneten sich mit quälendem Hass, versöhnliche Worte waren nicht mehr möglich.

So versunken war Franziska in ihre Erinnerungen, dass sie gar nicht merkte, wie der Schaffner das Abteil betrat. Gleich zwei Mal musste er nach ihrem Billett fragen. Sie schreckte auf, kramte unter den misstrauischen Blicken des Beamten lange in ihrer Reisetasche, bis ihr einfiel, dass sie die Fahrkarte in die Ja-

ckentasche gesteckt hatte. Die Erinnerungen an früher, an zu Hause, hatten sie aufgewühlt. Zwei Jahre war sie nun nicht mehr zu Hause gewesen, und konnte sich doch nicht erklären, warum sie nicht mit größerer Gelassenheit an ihre Mutter denken konnte. Aber wenn sie die wimpernlosen grauen Augen vor sich sah, den eiskalten, erbarmungslosen Blick, dann hatte sie immer noch das Gefühl, dass sich ihr Magen in einen schweren Stein verwandelte. Der Hass saß tief, hatte sie noch immer fest im Griff, die Wunden waren noch lange nicht verheilt. Auch wenn sie sich vornähme, einen gnädigen, die scharfen Konturen verwischenden Schleier über alles zu legen, es würde ihr nicht gelingen, zu verzeihen. Zu genau fühlte sie noch, wie ihr zumute war, wenn sie tagelang in ihrem Zimmer auf dem Bett lag und nur daran dachte, wie sie dem allen entinnen könnte. Oder wie sie einmal mit dem Kopf so lange gegen die Wand geschlagen hatte, bis schließlich der Schmerz für einen Augenblick ihre Wut und das Gefühl der Ohnmacht betäubte.

Eines schönen Sonntagmorgens, als sie zum Frühstück herunterkam, lag der Brief auf dem Tisch. Mama seufzte tief und sagte: »Endlich! Du bist angenommen! An Ostern kommst du in die Pension nach Altenburg!« Dumpf und gleichgültig nahm Franziska diese Neuigkeit auf, die die Mutter so befreit hatte aufseufzen lassen. Schon häufig war von diesem Mädchenpensionat für höhere Töchter im Thüringischen gesprochen worden, aber Franziska hatte nie so recht daran geglaubt, dass die Eltern sie tatsächlich dorthin schicken würden. Eines aber war ihr sofort klar: Sie hatte keine Chance, sich dagegen zur Wehr zu setzen, wenn es so käme. Für ihre Ohnmacht rächte sie sich damit, dass sie in den Wochen vor ihrer Abreise den Eltern und Dienstboten das Leben besonders schwer machte. Sie war verschlossen und abweisend, antwortete nicht, wenn das Wort an sie gerichtet wurde, schloss sich tagelang in ihr Zimmer ein.

Aber so sehr sie alle anderen abwies, den jüngeren Bruder Catty überschüttete sie mit Zuneigung und Zärtlichkeit. Sie verbrachten soviel Zeit zusammen, wie sie nur konnten, saßen wortkarg auf dem dunkelroten Teppich in seinem Zimmer und

beweinten die nahe Trennung. »Ich werde es nicht ertragen, zwei Jahre ohne dich zu sein, die Zeit wird niemals vorübergehen«, sagte sie und küsste ihn auf die Stirn. »Wir werden uns jeden Tag schreiben«, versprach er hilflos. Eigentlich wollte er noch sehr viel mehr sagen, fand aber nicht die rechten Worte. Stattdessen strich er ihr behutsam die tränennassen Haarsträhnen aus dem Gesicht.

Das Bild ihrer Abreise nach Altenburg hatte sich Franziska tief ins Herz eingebrannt: die Mutter, wie immer im schwarzen Kostüm und mit grauen Wollstrümpfen, neben ihr der Vater in moosgrüner Pelerine, Reithose, schwarz glänzenden Stiefeln. Die Eltern standen am heruntergelassenen Abteifenster auf dem Perron und verabschiedeten sich. Agnes, Ludwig und Catty standen neben ihnen. Franziska und Catty versteinert. Sie weinten vor den anderen nicht, das hätte ihr Stolz nicht zugelassen. Aber Franziska spürte, wie Catty mit den Tränen kämpfte, mit fest aufeinandergepressten Lippen. Papa ebenfalls stumm. Sie spürte, dass auch er traurig war. Schließlich stieg Mama ein und setzte sich neben sie. Endlose Diskussionen hatte es gegeben, in denen Franziska darum bat, allein reisen zu dürfen. Aber die Mutter hatte entschieden, ihre Tochter persönlich abzuliefern. Jetzt schien sie beschwingt, geradezu ausgelassen. Sie redete viel, legte sogar einmal den Arm um die Schultern der ungeliebten Tochter, winkte den Zurückbleibenden fröhlich zu, triumphierend, von einer Last befreit.

Die Luft im Abteil war stickig, als Franziska, versunken in das Bild damals am Perron, die Tür öffnete. Auf dem Gang standen zwei ältere Herren und unterhielten sich leise. Sie zogen an ihren dicken Zigarren, die Gesichter hinter den dichten Rauchschwaden kaum erkennbar. Franziska liebte den Geruch von schweren Zigarren. Sie atmete tief, bis hinunter in die Lungenspitzen inhalierte sie genießerisch die Rauchschwaden. Sie war dankbar, dass die Männer keine Notiz von ihr nahmen und heftig paffend ihr Gespräch fortsetzten. Warum bin ich, wie ich bin?, dachte sie und drückte ihre Stirn ans kühle Fensterglas.

Der lange dunkle Flur. Am Ende das warme, gelbe Licht, das durch den Türspalt schien. Sie ging auf Zehenspitzen, denn der Läufer im Flur war hart, und das Barfußgehen tat weh, sie fror in ihrem Nachthemd. Sie hörte Zeitungsrascheln, das Knistern des Kaminfeuers. Ganz vorsichtig zog sie die schwere Flügeltür zu Papas Arbeitszimmer etwas weiter auf und schlüpfte hindurch. Es brannte nur das Licht der Stehlampe, der große Schreibtisch, auf dem sich meist die Akten stapelten, die der Landrat mit nach Hause nahm, lag im Dunkeln des großen Raumes. Einen Augenblick betrachtete sie ihren Vater: Mit dem Rücken zu ihr saß er auf dem Diwan, tief über die Zeitung gebeugt, in der linken Hand, zwischen Zeigefinger und Daumen, einen dicken Zigarrenstummel.

»Ich kann nicht schlafen, Papa.« Ganz vorsichtig ging sie zu ihm. Das Parkett war glatt und warm. Er legte die Zeitung aus der Hand, zog an der Zigarre und lud sie mit einer sparsamen Handbewegung ein, sich neben ihn zu setzen. Ziemlich lange saßen sie so da, stumm nebeneinander – Papa hatte den Arm um ihre Schultern gelegt –, und sahen ins Feuer. Nur das Ächzen und Pfeifen des feuchten, frischen Holzes in den Flammen durchbrach ab und zu die Stille. Und das Geräusch, mit dem er den Zigarrenrauch durch seinen gespitzten Mund ausblies. Oder war es ein unterdrücktes Seufzen, das er durch diesen kleinen, tonlosen Pfiff, mit dem er den Rauch ausstieß, kaschieren wollte? Wie lange sie schweigend so gesessen hatten, wusste Franziska nicht mehr. Auch konnte sie sich nicht mehr erinnern, ob sie neun oder zehn Jahre alt war und ob Papa sie schließlich ins Bett geschickt hatte. Aber Papas Nähe, die Wärme, die Stille und der Duft der Zigarre hatten sich tief eingebrannt in ihre Erinnerung.

Nie wieder hatte sie so neben ihm gesessen! Er gehörte ihr ganz allein an diesem Abend. Wenn sie jetzt darüber nachdachte, kam es ihr so vor, als hätte sie eine große Chance leichtfertig vertan, als hätte sie durch einen winzigen Schritt auf ihren Vater zu das bekommen können, was ihr bei der Mutter versagt geblieben war. Sie spürte plötzlich ein heftiges, schmerzhaftes

Verlangen, ihren Vater fest an sich zu drücken, sich ihm zu öffnen und anzuvertrauen. Jetzt, da es womöglich zu spät war! Er wird, so dachte sie jetzt, da sie die Kornfelder draußen vorbeigleiten sah, nur das eine Bild von seiner jüngsten Tochter mit in den Tod nehmen: wild, aufmüpfig, frech. Vielleicht hatte er ja geahnt, dass sie eine zärtliche, nachdenkliche Seite hatte, aber bis auf diesen einen unwirklichen Augenblick nachts in seinem Arbeitszimmer hatte er ihr nie das Gefühl gegeben, dass er diese Seite an ihr wahrnahm. Auch er hatte die Gelegenheit verpasst, ihr zu zeigen, dass er sie liebte, sie als Menschen ernst nahm, so wie sie war. Niemals hätte er sie Mama gegenüber in Schutz genommen. So war es gekommen, dass Franziska ihre Eltern immer nur als steinerne Einheit wahrgenommen hatte, als jene Instanz, die für alles Unglück, jedes einzelne Missgeschick in ihrem Kinderleben verantwortlich war. Jetzt, mit dem Abstand von zwei Jahren, in denen sie die Eltern nicht mehr gesehen hatte, fragte sie sich zum ersten Mal, warum sie ihrem Vater niemals von ihren inneren Nöten erzählt hatte.

Vielleicht hätte er sie verstanden, vielleicht war er sogar, ohne dass sie es wusste, ihr heimlicher, stummer Komplize. Vielleicht buhlte auch er um Mamas Anerkennung, vielleicht fühlte auch er sich nicht geliebt. Warum war ihr sogar nach dieser Nacht, in der sie so lange bei ihm gesessen und deutlich gespürt hatte, dass man sich auch ohne Worte verstehen kann, der Weg zu ihm dennoch versperrt geblieben? Er war immer so weit entfernt gewesen: Gutsbesitzer, Landrat, Familienoberhaupt, von früh bis spät beschäftigt, diszipliniert, korrekt, pünktlich. Alles, wofür er die Verantwortung trug, funktionierte, musste funktionieren, wie bei einer gut geölten Maschine, kein Ausscheren, keine Verzögerungen. Und wenn etwas schief ging, gab es kein Pardon! Für die anderen nicht und für ihn selbst auch nicht. Sein Tag war strikt eingeteilt, die Stunden, die er im Landratsamt zu Husum anwesend war, standen fest, da gab es keine Ausnahmen.

Doch. Es gab eine Ausnahme, nämlich an dem Vormittag, als Papa mit Catty, Agnes und Ludwig am Perron stand, und sie mit